



## Psychiatrie, Psychoanalyse und Soziologie im Werk von Harry Stack Sullivan

Marco Conci

Referat beim englisch-deutsches Kolloquium zum Thema: "Die Psychoanalyse im Kulturleben des 20. Jahrhunderts" das die Internationale Erich-Fromm-Gesellschaft in Kooperation mit dem Psychiatrischen Landeskrankenhaus Reichenau und dem Institut für Psychoanalyse Zürich-Kreuzlingen vom 16. bis 18. Juni 1995 im Psychiatrischen Landeskrankenhaus Reichenau veranstaltete.)

**Copyright** © 1995 and 2011 by Dr. Marco Conci, Via Gorizia 78, I-38100 Trento / Italien. E-Mail: Marco Conci[at-symbol]aol.com. - **Übersetzung** aus dem Englischen von Rainer Funk.

### 1. Einleitung

Beim 5. Internationalen Kongress der Internationalen Vereinigung für Geschichte der Psychoanalyse, der im Juli 1994 in Berlin stattfand, hielt ich einen Vortrag zum Thema: „H. S. Sullivan und die Spaltungen in den amerikanischen psychoanalytischen Gesellschaften der vierziger Jahre“ (1). In ihm versuchte ich nicht nur aufzuzeigen, dass Sullivan wirklich ein Psychoanalytiker war, sondern wies auch den Weg nach, wie die eigentümliche Rezeption, die Freuds Disziplin in den Vereinigten Staaten erfuhr, Sullivans Werk und seinen späteren Abschied von der Freud'schen Psychoanalyse beeinflusste. Dies gilt für die gesamte Zeit seiner Karriere als Psychoanalytiker: seit er 1925 Mitglied der American Psychoanalytic Association geworden war, dann 1930 durch seine Vorlesung über „Erogenous maturation“ [„Erogene Reifung“] (2) vor der Washington Psychoanalytic Society, als Vizepräsident der Vereinigung und als persönlicher Freund von Abraham Bill (1874-1948) und selbst als Förderer bei der Gründung der Washington-Baltimore Psychoanalytic Society (3: S. 546). Andererseits lässt sich zeigen, dass er in den späten dreißiger Jahren mit der Ankunft der europäischen Psychoanalytiker wegen seiner eklektischen Interpretation der Psychoanalyse in Verruf geriet (vgl. 4), so dass er sich mehr und mehr aus der American Psychoanalytic Association zurückzog und die Gelegenheit gerne nutzte, sich auf die

Entwicklung seines eigenen Ansatzes zu konzentrieren.

1933 gründete Sullivan zusammen mit Ernest Hadley (1890-1954) und Lucille Dooley die William Alanson White Psychoanalytic Foundation, 1936 dann die Washington School of Psychiatry. Im Jahr 1938 kam die erste Nummer seiner eigenen Zeitschrift heraus: Psychiatry. Journal of the Biology and the Pathology of Interpersonal Relations (vgl. 5). Wie ich in Berlin zu zeigen versuchte, muss man Sullivan nicht nur zugute halten, dass er sich selbst und dem Verständnis von Psychoanalyse, das er von White (1870-1937) gelernt hatte, treu blieb, sondern auch, dass er in bewundernswerter Weise zu einer Zusammenarbeit mit Freudscher Psychoanalyse dauerhaft fähig war. Nicht nur Sullivans Biograph, Helen Swick Perry (vgl. 5), sondern auch Douglas Noble und Donald Burnham, zeigten, dass sich die Wege der Washington School of Psychiatry und des Washington-Baltimore Psychoanalytischen Instituts erst nach dem allzu frühen Tod des 57jährigen Sullivan im Jahr 1949 trennten. Mit anderen Worten: Erst Mitte der fünfziger Jahre gab Clara Thompson (1893-1958) den Plan auf, das New Yorker William Alanson White Institut, das sie 1943 zusammen mit Sullivan, Erich Fromm (1900-1980), Frieda Fromm-Reichmann (1889-1957) und Janet und David Rioch gegründet hatte, der American Psychoanalytic Association anzugliedern und statt dessen 1956 wesentlich zur Gründung der Ame-



rican Academy of Psychoanalysis (6: S. 137f.) beitrug.

Der Überblick macht deutlich, dass man Sullivan mit Recht einen bedeutenden Psychoanalytiker nennen kann. Dies gilt um so mehr, als in letzter Zeit bekannte Freudsche Psychoanalytiker seinem psychoanalytischen Vermächtnis eine positive Wertschätzung entgegenbringen: Merton Gill (1914-1994) hat Sullivans Begriff der „teilnehmenden Beobachtung“ [„participant observation“] zum Ausgangspunkt für seine zukunftsweisende Arbeit „The interpersonal paradigm and the degree of the therapist's involvement“ [wörtlich etwa: „Das interpersonale Paradigma und der Grad der Einbeziehung des Therapeuten“] gemacht (7); Howard Bacal und Kenneth Newman haben in ihrem 1990 erschienenen Buch über Selbstpsychologie ein ganzes Kapitel Sullivans „zentralen Beiträgen“ gewidmet. Dort (8: S. 28) schreiben sie: „Viel von dem, was wir heute in der Entwicklungstheorie und in den Auffassungen über die Beziehung zwischen Patienten und Therapeuten als gegeben ansehen, stammt von Ideen und Forderungen, die Sullivan erstmals formulierte.“

Auf der anderen Seite hat nicht nur der Biograph von Sullivan überzeugend seinen Gesamtbeitrag auf der Grundlage der Wertschätzung durch Dorothy Blitsten dargestellt, die Sullivan „einen Sozialwissenschaftler (nennt), dessen Spezialität die Psychiatrie war“ (9: S. 11; vgl. auch 5: S. 258); auch Stephen Mitchell, den ich einen bedeutenden Neo-Sullivanianer nennen würde, schrieb erst kürzlich, dass „sich Sullivan niemals selbst als Psychoanalytiker bezeichnete“ (10: S. 71). „Es war Clara Thompson“, sagt Mitchell (a. a. O.), „die die interpersonelle Psychoanalyse gestaltete, indem sie Sullivans interpersonelle Psychiatrie mit Fromms humanistischer Psychoanalyse und mit Vorstellungen verband, die von unterschiedlichen Freudschen Richtungen wie der von Ferenczi herrührten.“

Da auch ich mit einer solchen Einschätzung seines Werk übereinstimme, freut es mich, heute über die komplexe berufliche Identität Sullivans sprechen zu können - ein Thema, das meiner Ansicht nach eine viel größere innere Verwandtschaft mit Fromm zeigt als das Bild ihrer Beziehung, das Daniel Burston in seinem 1991 erschienenen Buch *The Legacy of Erich Fromm* (11)

zeichnet, nahelegt.

Bevor ich einen Überblick über meine Ausführungen gebe, möchte ich angesichts der Bedeutung dieses Themas erst einige Worte hierzu sagen. Burston mag Recht haben, wenn er behauptet, dass Sullivans „völliger Mangel an Verehrung gegenüber Freud Fromm vermutlich unendlich ärgerte“ (11: S. 3) und wenn er Fromm zusammen mit Binswanger, Groddeck und Ferenczi zu Freuds „loyaler Opposition“ zählt (11: S. 2). In meinen Augen ist aber die innere Verwandtschaft von Sullivan und Fromm doch - wie ich eben andeutete - durch zwei sehr wichtige Tatsache begründet. In erster Linie ist ihnen die humanistische Orientierung gemeinsam. Fromm beliebte, den berühmten Ausspruch von Terenz zu zitieren, dass dem Menschen nichts Menschliches fremd ist [„Homo sum: humani nil a me alienum puto“] (vgl. z. B. Fromm-GA, 12: S. 13; 13: S. 304); der gleiche Gedanke liegt dem Sullivanschen „Postulat der gattungsmäßigen Gleichartigkeit“ („one-genus postulate“) zugrunde, dass „ein jeder Mensch viel mehr einfach menschlich ist als etwas anderes“ (14: S. 32). Es wundert nicht, dass Fromm seinen Beitrag bei der Sullivan-Gedächtnisstagung am 17. Mai 1949 im William Alanson White Institute mit den Worten schloss: „Ich habe zu zeigen versucht, dass Dr. Sullivans Interesse, unser Verständnis von psychotischen Menschen und ihre Behandlung zu verbessern, Fragen der Psychiatrie und Therapie transzendiert. Es ist ein Ausdruck seines Interesses an der Anerkennung der Einzigartigkeit jedes Menschen und der Achtung der menschlichen Würde“ (15: S. 6; Rainer Funk war so freundlich, mir eine Kopie dieses Beitrags von Fromm zu überlassen).

An zweiter Stelle ist zu sagen, dass beider Werk wesentlich dadurch ausgezeichnet ist, dass sie eine interdisziplinäre neue Wissenschaft vom Menschen verfolgen, die von der Notwendigkeit ausgeht, den „Menschen in seiner Ganzheit“ zu betrachten, wie Fromm im ersten Kapitel seines Buches *Psychoanalyse und Ethik 1947* fordert (16). Wie noch zu zeigen sein wird, stimmte Sullivan mit Fromms Grundorientierung überein, wie sie von Rainer Funk, Gisela Haselbacher und Karl Kaz im Vorwort zum 1. Band von *Wissenschaft vom Menschen*, dem Jahrbuch der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft, formuliert



wird: „Fromm war davon überzeugt, dass unsere Zukunft entscheidend davon abhängt, ob das Bewusstsein der gegenwärtigen Krise die fähigsten Menschen motivieren kann, sich in den Dienst der Wissenschaft vom Menschen zu stellen, die den Menschen wieder zum Mittelpunkt ihres Interesses macht.“ (17: S. 1) Tatsächlich schreibt Kenneth Chatelaine (18: S. 77) in ihrer kürzlich veröffentlichten Würdigung Sullivans: „Vorausgesetzt, die Psychiatrie war primär, so glaubte Sullivan, dass die Zusammenarbeit anderer Sozialwissenschaften mit der Psychiatrie einen ganzheitlichen Versuch der Erforschung des Menschen hervorbringen wird.“

Wenn auch die Weiterentwicklung einer soliden vergleichenden Betrachtung von Sullivan und Fromm besonders wichtig sein mag, so glaube ich auch, dass der erste nötige Schritt in diese Richtung der sein muss, die deutsch sprechende Öffentlichkeit mit Sullivans Leben und Werk vertrauter zu machen, wie ich es in Berlin getan habe und auch mit diesem Vortrag heute tun möchte. Gelang es Rainer Funk, Fromm nach Deutschland zurückzubringen und seine eigene und faszinierende berufliche Entwicklung vielen Menschen nahe zu bringen (vgl. 19; 20), hat die Entwicklung der Psychiatrie, fern einer dynamischen Orientierung und weit weg von der Psychoanalyse, in Form der psychosomatischen Medizin (vgl. auch 21), die Rezeption von Sullivans Werk in Deutschland, soweit ich diese überblicke, sehr eingeschränkt. Trotz der Weigerung Eugen Bleulers, sich der Freudschen Bewegung anzuschließen, wie 1965 Franz Alexander und Sheldon Selesnick dokumentierten (22), gilt dies doch nur teilweise für die Züricher Schule, die meines Wissens nie eine dynamische Sicht der Psychiatrie aufgab. So wenigstens lernte ich es bei der Durchsicht der ersten vier Bände von Psychoanalyse im Rahmen der Demokratischen Psychiatrie, die das „Institut für analytische Psychotherapie“ von Norman Elrod veröffentlichte (vgl. 23; 24); vor allem aber erfuhr ich davon durch die zahlreichen Kontakte mit Gaetano Benedetti und Pier Francesco Galli. In Wirklichkeit bestimmt sich der Bezugsrahmen, in dem ich Sullivans berufliche Entwicklung hier zur Darstellung bringe, weitgehend auf die Grundorientierung, die ich bei ihnen gelernt habe. Wieweit deren Ausrichtung eine Aneignung von Sullivans

Vermächtnis darstellt, darüber habe ich an anderem Ort geschrieben (vgl. 25).

Was wir in jedem Fall von Sullivan lernen können und sollen, ist meines Erachtens genau dies: dass wir Psychoanalyse, Psychiatrie und Soziologie eben nicht zu voneinander abgegrenzten Bereichen mit einer je eigenen technischen Kompetenz machen, in denen man sozialen Status und Macht gewinnen kann, sondern zu einem geistigen Weg, auf dem man eine tiefere und bedeutungsvollere berufliche und persönliche Identität finden kann. Sullivan hat dadurch gerade nicht das Psychoanalytische aufgegeben, sondern es wertvoller und grundlegender gemacht. Implizit hat er damit auch jenen Weg gezeigt, dem wir heute folgen müssen, wenn wir möchten, dass die Psychoanalyse überlebt, und zwar nicht als eine elitäre Disziplin, sondern als eine wichtige Verdichtung von Tatsachen und Erfahrungen, die zum Ganzen der Menschheit gehören, wie Johannes Cremerius vor kurzem die Psychoanalyse umschrieben hat (vgl. 26).

Nach diesen Bemerkungen möchte ich nun von folgenden drei Themen handeln: (1) von Sullivans geistiger Herkunft und Ausrichtung; (2) von seiner Arbeit mit schizophrener Patienten und der sich daraus ergebenden Zusammenarbeit mit der Chicago Social Science; (3) schließlich von der Art und Weise, wie er die Washington School of Psychiatry organisierte und wie er vor allem mit Hilfe der Zeitschrift *Psychiatry* den Versuch unternahm, eine neue Wissenschaft zu schmieden, die zu einer, wie er es nannte, „Wiederbelebung zu dauerhaftem Frieden und gesellschaftlichem Fortschritt“ (27) anregen sollte.

## 2. Sullivans geistige Herkunft und Ausrichtung

Ernest Ticho hat Sullivan 1978 als den „ersten schöpferischen, in Amerika geborenen Vertreter der Psychoanalyse“ genannt (28: S. 142); der Historiker George Mora sieht - wie er mir kürzlich schrieb - Sullivan als „vielleicht den einzigen wirklich ursprünglich amerikanischen Psychoanalytiker“ (29). Der beste Zugang zu ihm ist deshalb sicherlich der, sein Werk im Kontext des amerikanischen Geisteslebens seiner Zeit zu sehen. Der überzeugendste Beitrag dieser Art



stammt meines Wissens von dem Historiker Bruce Kuklick, der 1980 Sullivans Werk vor dem Hintergrund folgender zwei Phänomene stellte: dem, was er in Anschluss an und gefördert von Darwins Werk „die Naturalisierung der Selbstverwirklichungs-Ethik“ nennt, und die Professionalisierung des amerikanischen Wissenschaftsbetriebs um die Jahrhundertwende (vgl. 30). Um mich kurz zu fassen: Eine Folge des ersten Phänomens war es, dass Wissenschaftler wie William James (1842-1910) dazu kamen, den Begriff der „persönlichen Identität“ empirisch zu fassen und folgerichtig das Selbstbewusstsein als das Ergebnis gesellschaftlicher Interaktion anzusehen (vgl. 30: S. 311).

So kam es, dass Sullivan nicht nur den Begriff des „Selbst“ als Folge seiner Rezeption dieser Tradition in die Psychoanalyse einführte; auch seine eigene Rezeption der Freudschen Lehre muss in den Begriffen jenes theoretischen Bezugsrahmens gesehen werden, der von der amerikanischen funktionalistischen Richtung hervorgebracht wurde, die William James selbst begründet hat (vgl. Kapitel 21 und 22 in Edwin Borings klassischen Geschichts-Textbuch: 31). Es nimmt deshalb nicht Wunder, dass Sullivan zwar „Freuds brillantem Denken“ Anerkennung zollt, weil er „das Postulat des Unbewussten“ einführte (32: S. 204), er es dann aber in funktionalen Begriffen definiert, nämlich mit Hilfe des Begriffs der „selektiven Nicht-Aufmerksamkeit“ (vgl. z. B. 33, Kapitel 3), von der William James bereits in seinen *Principles of Psychology* sprach (vgl. 34, Kapitel 11).

Bezüglich des zweiten Phänomens behauptet Kuklick, dass Sullivan deshalb die Folgen der neuen, einengenden Atmosphäre von Fachwissenschaftlichkeit vermied, weil er die übliche akademische Ausbildung nicht genoß: „Gerade sein Mangel an Professionalität machte ihn offen für wissenschaftliche Anregungen aller Art; was ihn inspirierte, waren weder Expertentum noch Fachwissen, sondern ein praktisches Problem: Wie kann ich meine Patienten verstehen?“ (30: S. 317) Wie wir sehen werden, war dies der Kerngedanke seiner Arbeit am Sheppard Pratt Hospital zwischen Herbst 1922 und Frühjahr 1930, nachdem er in den vorausgehenden Jahren unter William Alanson White am St. Elisabeth Krankenhaus in Washington D.C. eine kur-

ze Einführung in die Psychiatrie genossen hatte (vgl. Kapitel 22 und 23 in Swick Perry's Biographie).

In Wirklichkeit war auch White selbst in gewissem Sinn ein Autodidakt: Nachdem er mit 21 Jahren im Jahr 1891 die Medical School abgeschlossen hatte, begann er im folgenden Jahr in der Psychiatrie, ohne dass zu dieser Zeit eine spezielle Ausbildung hierfür vorgesehen war. White arbeitete sehr viel und so gut, dass er 1903 zum Direktor des St. Elisabeth Krankenhauses ernannt wurde (vgl. die ersten 4 Kapitel von *Forty Years of Psychiatry*: 35). Unter den vielfältigen Anregungen, die mit Sullivans erstrangigen Leistungen in Verbindung gebracht werden können, spielte White sicherlich eine größere Rolle, wie Sullivan selbst wiederholt anerkennt. Im einzigen der sieben Bücher, das zu Lebzeiten von Sullivan veröffentlicht wurde, in *Conceptions of Modern Psychiatry* schreibt er: „Die therapeutischen Auffassungen der modernen Psychiatrie entstammen direkt dem Werk von Freud, Meyer und White. Gäbe es Freuds Formulierungen nicht, wären wir wohl noch immer von den offensichtlichen Brüchen im Strom des Bewusstseins entmutigt. Gäbe es nicht Meyers Beharren darauf, dass Geistesstörungen als dynamische Verhaltensmuster anzusehen sind, als Reaktionsformen auf die Anforderungen des Lebens, würden wir wohl noch immer im Laboratorium sitzen und uns mit neurophysiologischen und endokrinologischen Problemen befassen. Aber es war Whites unbeschreiblicher Eifer, uns die Bestimmung dessen, 'was der Patient zu tun versucht', zu lehren, seine unbeugsame Energie, mit der er ausbildete und Forscher im Bereich der Psychiatrie ermutigte, und seine Voraussicht und sein Scharfsinn hinsichtlich der Ausübung, Pflege und Förderung der Psychiatrie überhaupt, die uns am meisten von Freud und Meyer profitieren ließen.“ (36: S. 177.) Mit anderen Worten: „Wie Abraham A. Brill bald zu Freuds amerikanischem Protagonisten wurde, so wurde Dr. White unmittelbar der Fürsprecher einer Offenheit gegenüber der Psychoanalyse unter den Führern des psychiatrischen Denkens. Ihm gilt zu allererst die Ehre, den gesunden Eklektizismus bewahrt zu haben, der die amerikanische Psychiatrie kennzeichnete und der sie weit über die Psychiatrie ansonsten auf der Welt hinausgetra-



gen hat.“ (A. a. O., S. 177f.)

Bevor ich endgültig Whites Vermächtnis für die berufliche Identität von Sullivan bestimme, möchte ich hier noch zwei andere wichtige Punkte berühren. Wie Edith Kurzweil in ihrem 1989 erschienenen Buch *The Freudians. A Comparative Perspective* (21) überzeugend dargestellt hat, nahm die Rezeption der Psychoanalyse ganz von Anfang an eine bestimmte Richtung, je nach den grundlegenden kulturellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten eines Landes. Dies hatte nicht nur die Sterilität der Annahme einer richtigen Position in dieser Hinsicht zur Folge, das heißt man versuchte „eine wahre Rezeption“ dessen, was Psychoanalyse ist, überall auf der Welt verbindlich zu machen. Es folgt daraus auch, dass das gegenwärtige Vorhandensein der „vielen Psychoanalysen“ gerechtfertigt ist, von denen Robert Wallerstein in seinem IPA-Beitrag 1987 handelte (37). Aus meiner Sicht ist es in dieser Frage das Beste, einen internationalen Dialog zu entwickeln, der auf der Geschichte der Entwicklung der Psychoanalyse im jeweiligen Kontext aufbaut, in dem wir leben und arbeiten. Ich würde deshalb die Art der Rezeption der Psychoanalyse, wie sie für Amerika auf Grund der Verdienste von Leuten wie White typisch ist, positiv einschätzen, wie dies Alexander und Selsenick ihrerseits 1965 bereits taten, als sie schrieben: „Nur in der Vereinigten Staaten, in denen es keine Verwicklungen in die anfängliche Fehde zwischen Freud und der akademischen Psychiatrie gab, konnte die Psychoanalyse erfolgreich in die psychiatrische Theorie und Praxis Eingang finden.“ (22: S. 9.)

Der zweite Punkt, auf den ich noch zu sprechen kommen möchte, ist die Art und Weise, wie Arcangelo D'Amore von der eben gezeichneten Betrachtungsweise ausgehend 1973 Whites Beitrag als „Pionier der Psychoanalyse“ herstellte: „Für mich ist es White gelungen, die Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten auf eine Weise heimisch zu machen, zu organisieren und zu popularisieren, dass sie zunächst bei Freud Zweifel und Befürchtungen auslöste, die dann aber mit der Zeit ein gesundes Urteil und eine Offenheit widerspiegelte und beträchtlich zu ihrem Wachstum und ihrer Entwicklung in jenen Jahren beitrug, in denen White sie nährte.“ (38: S. 88.) Wie Sie vielleicht wissen, hat Freud

1930 nicht nur ausdrücklich seine Befürchtungen über die Popularität der Psychoanalyse in Amerika geäußert, sondern sich auch gegen die „Großzügigkeit“ von Psychiatern wie White abgegrenzt mit Worten wie „Mangel an Urteilsvermögen“ (39: S. 104).

Was Freud nicht begreifen konnte und was Sullivan dafür sowohl auf Grund seines guten Kontaktes zu White, als auch auf Grund ihrer gemeinsamen geistigen Herkunft umso besser begriff, war die Tatsache, dass White - wie ich in meinem in Vorbereitung befindlichen Buch über Sullivans Bedeutung für die Gegenwart ausführe (40) - die Psychoanalyse wegen seines besonderen Verständnisses von Psychiatrie in diese integrieren konnte. Für ihn war die Psychiatrie nicht nur eine medizinische Disziplin, die sich mit „Geisteskrankheiten“ befasste, sondern auch „das erste medizinische Fach, das sich gezwungenermaßen mit dem ganzen Menschen beschäftigen musste, und nicht nur mit einem besonderen Organ, (das heißt) das erste, das ganz und gar die praktische Bedeutung der Entfremdung des Menschen nicht nur von seiner Umwelt, sondern von sich selbst, von seinen Denk- und Gefühlsprozessen berücksichtigen musste.“ Die Psychiatrie trifft also „mitten ins Herz des wichtigsten und bedeutendsten Problems im Menschen, nämlich des Problems seiner selbst; darum wird ihre Entwicklung in der Zukunft von größter Bedeutung sein.“ (35: S. 154.) Als Europäer können wir deshalb sagen: Sullivan hat von White das geerbt, was wir eine [philosophische] Anthropologie nennen würden, also eben jene Art, den Menschen zu betrachten, die der Kritik Ludwig Binswangers an der Psychoanalyse zugrunde liegt und die Fromms ursprünglicher Beitrag ist.

### **3. Sullivans Arbeit im Sheppard-Pratt Krankenhaus und die sich daraus ergebenden Zusammenarbeit mit der Chicago School of Social Science**

Swick Perry hat sowohl in ihrer Sullivan-Biographie wie in ihrer Einleitung und in ihren Kommentaren zur Anthologie *Schizophrenia as a Human Process* (41) sehr eindrücklich vermittelt, wie fruchtbar Sullivans Arbeit im Sheppard-Pratt



FROMM-Online

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Krankenhaus war, und zwar in verschiedenen Hinsichten: hier konnte er die guten Prognosen bei frühen Schizophrenien zeigen, wenn sie in einer Kombination von psychiatrischen und psychoanalytischen Techniken behandelt wurden; hier kam er dazu, die Grundlagen seiner interpersonellen Theorie der Psychiatrie zu formulieren; drittens hatte er hier die Möglichkeit, eine äußerst fruchtbare interdisziplinäre Arbeit mit einer Reihe bedeutender Sozialwissenschaftler zu beginnen, die hauptsächlich an der Soziologischen Fakultät der Chicago University beheimatet waren. Tatsächlich sind Sullivans Schriften zur Schizophrenie, wie ich in meiner Einleitung zur italienischen Ausgabe (*Scritti sulla schizofrenia*) betont habe, der beste Schlüssel zu so komplexen und kreativen Beitrag von ihm (42).

Bezüglich des ersten Punktes möchte ich zum Beispiel zitieren, was Sullivan in seinem berühmten Beitrag von 1931 über „Die modifizierte psychoanalytische Behandlung der Schizophrenie“ (43) sagte: „Die einzigen Werkzeuge, die zu Ergebnissen geführt haben, die irgendeinen Enthusiasmus bei der Behandlung von Schizophrenien rechtfertigen, sind die psychoanalytischen Behandlungen und das sozial-psychiatrische Programm, das ich für sie entwickelt habe.“ (43: S. 283.) Betrachten wir näher, was er mit „psychoanalytisch“ und „sozial-psychiatrisch“ meint. „Die Beobachtung zeigt“, sagt Sullivan in dem Beitrag von 1931 (a. a. O.), „dass die psychoanalytische Therapie hauptsächlich aus zwei Prozessen besteht, deren Kombination zu Wachstum und zu einer verbesserten Integration der Persönlichkeit führt. Diese Prozesse sind, erstens, eine rückblickende Übersicht über die Erfahrungsgrundlage von Tendenzen, die mit der einfachen Anpassung eines Menschen an andere und dem daraus sich ergebenden erwachseneren Charakter im Konflikt stehen und, zweitens, die Ermöglichung von Erfahrung, die die Reorganisation der unentwickelten oder verzerrten Tendenzen in einer Weise erleichtert, dass die Anpassung besser gelingt. Um diesen doppelten Prozess in Gang zu setzen, bedarf es der Herstellung einer Situation zwischen Arzt und Patient, die Freud 'Übertragung' genannt hat.“

Sullivan gelang also nicht nur der Nachweis, dass schizophrene Patienten fähig sind, sich auf einen Therapeuten und auf das Klinikpersonal zu

beziehen, sondern er zeigte auch, dass sie von dem, was man später „Gruppen-“ oder „Milieuthherapie“ nannte, sehr profitieren können. In Wirklichkeit bestand das Besondere seines „sozial-psychiatrischen Programms“ darin, dass der Patient „von Anfang an als Mensch unter Menschen behandelt wird“ (43: S. 285). Natürlich bedeutete dies auch, dass er sein Klinikpersonal dazu anleitete, eine therapeutische Rolle wahrzunehmen und im Sinne dessen zu handeln, was man später „team work“ nannte, das heißt nach dem Grundsatz „*similia similibus curantur*“, wie Sullivans Biograph, Swick Perry, formulierte (44: S. XVII): „Dieser Grundsatz war sicherlich ein Ausdruck von Sullivans Gefühl, dass etwas von seiner Fähigkeit im Umgang mit Schizophrenen mit seiner eigenen frühen Erfahrung mit dem schizophrenen Prozess zu tun hatte.“ Swick Perry konnte später zeigen, dass Sullivan diese Erfahrung zwischen dem Frühjahr 1909, während seines ersten College-Jahrs im Alter von 17 Jahren, und Herbst 1911 machte, als er sich an der Fakultät für Medizin und Chirurgie in Chicago immatrikulierte (vgl. 5: Kapitel 17 bis 19). Vielleicht ist es die gleiche Erfahrung, die ihn bereits 1926 in seinem Beitrag „Der Ausbruch einer Schizophrenie“ [„The onset of schizophrenia“] hat schreiben lassen, dass „interpersonelle Faktoren die wirksamen Elemente bei der psychiatrischen Behandlung von Schizophrenie zu sein scheinen“ (45: S. 104).

Damit komme ich zum zweiten Thema, das die Schizophrenie als einen menschlichen Prozess veranschaulicht, nämlich die frühe Ausgestaltung seiner interpersonellen Theorie wie sie zum Beispiel bereits klar zum Vorschein kommt in dem Beitrag aus dem Jahr 1929 mit dem Titel „Schizophrenieforschung“ [„Research in schizophrenia“]. Dort schreibt Sullivan: „Es ist für die Lösung des Schizophrenieproblems wie für die Erhellung vieler sozialer Schwierigkeiten unbedingt erforderlich, (a) die Entstehung und die Eigenart der Selbstachtung und (b) vergleichbarer Erlebensarten zu verstehen, die zu diesem Zusammenbrechen von Sicherheit führen können. Es gibt eine ganze 'Psychologie' der Panik, die noch nicht erforscht ist. Und es gibt eine ganze Menge vergleichbaren Materials, das sich auf sozial nicht angepasste Menschen bezieht, Exzentriker und ähnliche, das, obwohl von unmittelbarer Rele-



vanz, noch nicht erforscht ist.“ (46: S. 199; Hervorhebung M. C.)

Das vorstehende Zitat zeigt nicht nur, dass Sullivan Psychiatrie, Psychoanalyse und Soziologie zu verbinden wusste, sondern dass er bereits seit Mitte der zwanziger Jahre mit der Chicago School of Social Science in Kontakt stand. Es gelang ihm, Sozialwissenschaftler wie William Thomas (1863-1947), Edward Sapir (1884-1939) und Harold Laswell (1902-1977) davon zu überzeugen, dass man in einer Situation wie der Schizophrenie „Manifestationen von Themen und Gegenständen, wie sie in jeder Sozialwissenschaft vorkommen, erkennen“ kann, wie Sullivan 1929 beim 2. „Colloquium on Personality Investigation“ feststellte (47, S. 224f.). Sullivan wollte mit seiner Initiative das Klima und die Methodologie für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit schaffen, mit denen man zum Beispiel untersuchen konnte, nach welchen Gesetzmäßigkeiten kleine Gruppen funktionieren. Auf diese Weise ließ sich die Bedeutung der Gruppe sowohl als Quelle pathologischer Erscheinungen wie etwa jugendlicher Delinquenz erhellen wie als therapeutisches Potential. Letzteres vermochte Sullivan am Sheppard Krankenhaus zu illustrieren.

Auch wenn wegen der großen wirtschaftlichen Depression und dann wegen des Zweiten Weltkriegs die Verwirklichung solcher Projekte aufgeschoben werden musste, so konnte doch diese in den „Colloquia“ entwickelte Art von interdisziplinärer Zusammenarbeit nach dem Krieg realisiert werden, wie Swick Perry in ihrem Kommentar zu Sullivans „Schizophrene Menschen als Erkenntnisquelle zur vergleichenden Persönlichkeitsforschung“ [„Schizophrenic individuals as a source of data for comparative investigation of personality“] betont. Zu nennen sind hier vor allem die Forschungsarbeiten des Soziologen Morris Schwartz und des Psychiaters Alfred Stanton in der Klinik Chestnut Lodge, die in dem Klassiker Die psychiatrische Klinik [The mental hospital], einer Studie über die alltäglichen Interaktionen zwischen Patienten und Pflegepersonal in einer großen psychiatrischen Klinik, dokumentiert sind (vgl. 48; 49).

Bevor ich auf die neue Definition von Psychiatrie zu sprechen kommen, die Sullivan offensichtlich im Kontakt und aufgrund der Zusam-

menarbeit mit der Chicago School of Social Science entwickelte, möchte ich zuerst von dieser sprechen. Abgesehen von Kapitel 29 in Swick Perry's Sullivan-Biographie gibt es das empfehlenswerte, sehr informative und gut geschriebene Buch von Martin Bulmer The Chicago School of Sociology (50), auf das ich gestoßen bin, als ich für mein Buch über Sullivan auf Literatursuche war. Ein zentrales Kapitel dieses Buches ist der „Entwicklung der Feldforschungsmethoden“ gewidmet, das auf die zukunftssträchtige Publikation von Thomas und Florian Znaniecki zwischen 1918 und 1920 mit dem Titel Der polnische Bauer in Europa und Amerika [The Polish Peasant in Europe and America] eingeht (51) und das darüber hinaus von der Führungskraft angeregt wurde, die Robert Park (1864-1944) und Ernest Burgess (1886-1966) auf ihre Studenten in den zwanziger Jahren ausübten. Nach Bulmer übten „die Forschungsmethoden der Chicago School in dreifacher Hinsicht einen anhaltenden Einfluss aus. Der Einbezug von Dokumentationsquellen aller Art wurde stimuliert, so zum Beispiel der Gebrauch von Zeitungen als Quellen bei der Erforschung bestimmter Typen öffentlichen Verhaltens. Die teilnehmende Beobachtung wurde als soziologische Standardmethode etabliert. Man folgte damit Parks Verfügung, der Hintern der Hose des Forschers müsse bei der wirklichen Forschung dreckig geworden sein. Charakteristisch war ein umfassender, viele Methoden gebrauchender Zugang. (...) Die Metapher des Mosaiks scheint hierfür angemessen zu sein. (...) Dies war Teil des besonderen Beitrags zu der breiteren Bewegung auf eine theoretisch informierte empirische Forschung in der Soziologie hin, die die Chicago School vertrat.“ (50, S. 108; Hervorhebung M. C.)

Das besondere Anliegen der Soziologen von Chicago - und dies verband Sullivan mit ihnen - war ihr großes Interesse an der „Beschreibung der Situation“ durch den handelnden Menschen, also an den menschlichen Subjekten, sowie ihre Bereitschaft, mit ihnen von vielen Gesichtspunkten aus in Kontakt zu kommen, wobei der persönliche Kontakt immer Vorrang hatte. Bekanntermaßen war dies auch das Hauptanliegen der anthropologischen Forschung, wie sie Bronislaw Malinowski (1882-1942) entwickelte. Er war auf seinem Gebiet ein Pionier der Methode „teil-



nehmender Beobachtung“ [„participant observation“] (vgl. zum Beispiel 51: S. 38) und fand in Chicago große Anerkennung dafür. Es nimmt also nicht Wunder, dass Sullivan in der Chicago School „schließlich eine Atmosphäre vorfand, die genau zu seinen Bedürfnissen passte“ (5: S. 260).

Ich komme nun zu Sullivans Definition von Psychiatrie, die er 1938 formulierte und in der wir eine reife Synthese (1) von allen Einflüssen finden, die Sullivan für sich fruchtbar machen konnte, (2) von seiner im Laufe der Jahre erworbenen beruflichen Erfahrungen als Psychiater, Psychoanalytiker und Sozialwissenschaftler und (3) schließlich von seiner grundlegenden humanistischen Orientierung. Die Definition lautet:

„Als Wissenschaft befasst sich die Psychiatrie mit dem Denken und Handeln von Menschen, sei dieses wirklich oder illusorisch. Alles, was mit einer Person zu tun hat, ist für die Psychiatrie wichtig und bedeutungsvoll, und zwar genau in dem Maße, als es etwas Persönliches ist. Viele Phänomene des Lebens, die auf den ersten Blick als noch nicht persönlich oder unpersönlich in Erscheinung treten, entpuppen sich als Phänomene, die mit dem Persönlichen in Zusammenhang stehen und die deshalb von Interesse für den Psychiater sind. Das gesamte Gebiet der Humanbiologie ist direkt oder indirekt psychiatrisch [relevant]. Sämtliche Gedankengänge und die gesamte Erforschung des Lebens in der Gesellschaft oder in der Gruppe steuern etwas für die Psychiatrie bei. Alle diese Phänomene sind vom Menschen gemacht und von ihm gebraucht und alles, was die Anthropologen ‘Kultur’ nennen, hat persönliche und deshalb psychiatrische Aspekte und Implikationen. Der für die Psychiatrie relevante Bereich ist tatsächlich sehr umfassend. Das vorrangige Interesse der Wissenschaft Psychiatrie ist freilich relativ eng begrenzt. Die Psychiatrie versucht die Gesetze der menschlichen Persönlichkeit zu entdecken und zu formulieren. Sie befasst sich nur indirekt mit der Erforschung der im Personsein mehr oder weniger enthaltenen Abstraktionen. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt den interpersonellen Phänomenen. Persönlichkeit manifestiert sich ausschließlich in interpersonellen Situationen. Dies ist der Grund, warum sich die Psychiatrie um die Erhellung der interpersonellen [zwischenmensch-

lichen] Beziehungen bemüht.“ (52: S. 32)

Leider zeigt die gegenwärtige Psychiatrie bekanntermaßen keine Spur einer so hochentwickelten Synthese von Wissenschaft und Humanismus. Dazu möchte ich nachher noch in meinen abschließenden Bemerkungen sprechen. Zu- vor geht es mir noch um

#### **4. Die „Washington School of Psychiatry“, die Zeitschrift „Psychiatry“ und Sullivans Engagement für die Ausbildung und Politik**

Sullivans Interesse und Engagement, geeignete Ausbildungsprogramme in der Psychiatrie zu entwickeln, zeigte sich erstmals in gedruckter Form bereits 1928 in Form eines Editorials mit dem Titel „Medizinische Ausbildung“ [„Medical Education“], das er im American Journal of Psychiatry veröffentlichte (54; vgl. auch meine diesbezüglichen Ausführungen in 53). Nachdem er die Sinnlosigkeit der Studienkurse vieler medizinischer Hochschulen, die für die „Anwendung bei Kreaturen, die keinen Geist haben“ verfasst waren (54: S. 838), gebrandmarkt hatte, schloß er mit folgendem Aufruf zu handeln: „Lasst uns als Psychiater und insbesondere als Lehrer von Medizinstudenten ... unsere Anstrengungen verstärken, ‘den Menschen als eine Person’ vor der totalen Vernichtung in der Medizin zu bewahren“ (a. a. O.). Im Rahmen der kreativen Atmosphäre des Colloquiums im Jahre 1929 schloß Sullivan sogar mit der Vision einer neuen Art von „Ausbildungsprogramm für Psychiater, bei dem Allgemeine Medizin, Allgemeine Chirurgie und bestimmte andere Disziplinen gelehrt werden, ... das aber die speziellere medizinische Ausbildung ausfallen lässt und ... dafür Allgemeine Sozialwissenschaften enthält, das also kompetent über die verschiedenen Aspekte der Sozialwissenschaften unterrichtet und mit einem Doktor in - sagen wir - ‘Medizin des Geistes’ [mental medicine] abgeschlossen wird.“ (55: S. 140.)

Die Ausführungen Sullivans zur Ausbildung zeigen beispielhaft, wie Sullivan mit dem besonderen wissenschaftlichen Ansehen der Psychiatrie umzugehen versuchte, - ein Weg, der verloren zu gehen droht aufgrund der derzeitigen Assimilierung der Psychiatrie an die Innere Medizin.





Ein anderes Beispiel ist die Gründung der Washington School of Psychiatry im Jahre 1936 als „eine interdisziplinäre Schule für die Ausbildung in einer Vielfalt von Besonderheiten“ (5: S. 365). Auch wenn es einige Zeit brauchte, bis der interdisziplinäre Charakter der Schule zum Vorschein kam, ursprünglich war sie - nach einem Bericht, den Roger Kvarnes 1976 gab - von Sullivan so konzipiert und formuliert: „Es muss nicht eigens betont werden, dass die interessante neue Schule drei Hauptabteilungen hatte: die Abteilung für biologische Wissenschaften unter der Leitung von Dr. Hadley; die Abteilung für Sozialwissenschaften unter Dr. Sapir und die Abteilung für Psychiatrie unter Dr. Sullivan. Wie die Ankündigung andeutete, sollte das Ausbildungsprogramm sich über einen Zeitraum von drei Jahren erstrecken; vierzig Wochen jährlich waren dem Unterricht und der Supervision gewidmet; zehn Wochen im Sommer waren für die Feldforschung reserviert... Während des ersten Ausbildungsjahres hatte der Student sich intensiv seiner persönlichen Psychoanalyse zu widmen und Vorlesungen und Seminare zu besuchen. Während des zweiten Jahres sollte der Student seine persönliche Psychoanalyse zum Abschluss bringen und seine praktische psychoanalytische Arbeit bei ausgewählten Personen mit intensiven Kontrollanalysen beginnen. Während des dritten Ausbildungsjahres wurde von ihm erwartet, dass er 20 bis 30 Wochen an einer Feldforschung teilnimmt, die sich ausdrücklich mit dem Bezug zwischen Persönlichkeit und Kultur befasst“ (56: S. 536).

Es ist nicht verwunderlich, dass Sullivan in der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Psychiatry* bei der Zweckbestimmung nicht nur vom hohen Grad der Synthese spricht, den er bezüglich Psychiatrie, Psychoanalyse und Sozialwissenschaften (einschließlich der Soziologie und Anthropologie) erreicht hat, sondern noch weiter in Richtung einer neuen „Wissenschaft vom Menschen“ geht, von der ich eingangs bereits gesprochen habe. „Psychiatrie“, schreibt Sullivan in *Psychiatry* (57: S. 141), „ist eine an grundlegenden Fragen ausgerichtete Disziplin, die sich auf alle bedeutenden Phasen und Probleme des menschlichen Lebens bezieht und auf alle menschlichen Beziehungen. Sie braucht in dieser Zeit eine Ausdrucksmöglichkeit, um ihre wachsenden Einsich-

ten gerade jener großen Leserschaft mitzuteilen, die zu ihren Erkenntnissen wertvolle Beiträge leisten können und einen richtigen Gebrauch der hier vorgelegten Informationen.“

Eigentlich ist die Art und Weise, in der Sullivan versuchte, diese Gedankenlinie in seiner Zeitschrift zur Durchführung zu bringen, derart interessant, dass es sich lohnte, sie im einzelnen zu rekonstruieren (was ich auch in einer zukünftigen Publikation tun will). Hier müssen wir uns mit dem Hinweis begnügen, dass Sullivans neue „Wissenschaft vom Menschen“ mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs eine entscheidende Wendung hin zur Politik machte, die von besonderem Interesse für uns heute ist. Diese entscheidende Wende hat Swick Perry auf zwei Weisen dokumentiert: einmal durch ihre Auswahl der Beiträge für den Band *The Fusion of Psychiatry and Social Science* [Die Verschmelzung von Psychiatrie und Sozialwissenschaft], zum anderen durch ihre Kommentierungen in diesem Band; so enthält der Band Beiträge wie „Propaganda and Censorship“ [„Propaganda und Zensur“] von 1940, „Psychiatry and the National Defense“ [„Psychiatrie und die nationale Verteidigung“] aus dem Jahr 1941, „Leadership, Mobilization, and Postwar Change“ [„Führerschaft, Mobilmachung und Veränderungen nach Ende des Krieges“] von 1942 und „Psychiatry and Morale“ [„Psychiatrie und Moral“] von 1943.

Auf dieser Grundlage konnte Sullivan nach dem Krieg nicht nur fordern: „jeder von uns kann jetzt lernen, dass die Psychiatrie einen entscheidenden Anteil an den schwierigen Anstrengungen hat, einen dauerhaften Frieden und sozialen Fortschritt sicherzustellen“ (27: S. 273), sondern arbeitete er persönlich in diese Richtung. Nach Swick Perry hatte Sullivan entscheidenden Anteil an der Errichtung der „World Federation of Mental Health“ und am Erfolg des Projekts der Unesco über „Spannungen“ im Sommer 1948 in London bzw. in Paris (vgl. 5, Kap. 42). In diesem Zusammenhang sprach Sullivan über „Tensions Interpersonal and International: a Psychiatrist's View“ [„Interpersonelle und internationale Spannungen - aus der Sicht des Psychiaters“] (58), stellte dabei seine interpersonelle Theorie der Psychiatrie in den Dienst der Klärung und Lösung von weltweiten Span-



nungen und versuchte eine - wie er es nannte - „Psychiatrie der Völker“ [„psychiatry of peoples“] zu entwerfen. Was unter Politikwissenschaftlern vielleicht als ein politisch schwacher Entwurf angesehen wurde, enthielt jedoch eine bewundernswerte Synthese von Wissenschaft und Humanismus, wie sie nur selten zu finden ist. Sullivan schließt seinen Beitrag mit den Worten: „In dreißig Arbeitsjahren habe ich gelernt: Immer dann, wenn eine bessere Zukunft sich als möglich zeigt, sind die Menschen auch zu Mithilfe für ein angemesseneres und besseres Leben bereit.“ (58: S. 331.)

### 5. Schlussbemerkungen

Der Soziologe Charles Johnson, ein Schüler des Soziologen Park aus Chicago, bei dessen Forschungsprojekten über die schwarze Jugend der Südstaaten (59) Sullivan gegen Ende der dreißiger Jahre aktiv mitwirkte, schloss seine Rede beim Sullivan Gedenkfeier am 11. Februar 1949 mit den Worten: „Es gehört zu den eigentümlichsten Paradoxien unserer Zivilisation, dass die einfachsten menschlichen Tugenden und jene, die uns erst das Recht geben, uns selbst zivilisiert zu nennen, genau jene sind, die den größten Mut erfordern, um sie ins Leben und in ehrbare soziale Handlung zu übersetzen.“ (60: S. XXXV.)

Nimmt man Sullivans Leben und Werk als Paradigma, von dem wir noch immer lernen können, dann meine ich, dass wir die gegenwärtige Psychiatrie nicht nur wieder in eine Richtung bringen müssen, bei der der Mensch im Mittelpunkt des Interesses steht; wir müssen uns auch die Psychoanalyse als eine offene Disziplin erhalten, als ein Versuchsfeld für persönliche Veränderung und als eine Quelle für wichtige Einsichten in die *conditio humana*, die sich jeder Mensch zunutze machen kann. Vor allem aber müssen wir unsere wissenschaftlichen Aktivitäten wieder auf das gemeinsame Bestreben hin ausrichten, das menschliche Leben zum höchsten Wert zu machen und ihm die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Mit anderen Worten: Wir müssen jene höhere Ebene der Zivilisation erreichen, die unsere von Gewalt und Vorurteilen geprägte Welt noch nicht erreicht hat. Werden wir überhaupt dieses Ziel im nächsten Jahrhun-

dert erreichen, bevor unser Leben auf der Erde in der Katastrophe endet?

### Literaturnachweise

1. Conci, M. (1994c), H. S. Sullivan and the schisms in the American psychoanalytic community of the 1940s. Paper given at the 5th congress of the IAHF: Berlin, 21-24 July 1994.
2. Sullivan, H. S. (1925), Erogenous maturation. *Psychoanalytic Review*, 12: 30-38.
3. Noble, D., Burnham, D. L. (1989), A history of the Washington Psychoanalytic Institute and Society. In: *Psychoanalysis and Psychosis*, A.-L. Silver editor, 537-573. Madison, CT: IUP.
4. Hale, N. G. (1978), From Berggasse XIX to Central Park West: the Americanization of psychoanalysis. *Journal of the History of the Behavioral Sciences*, 14: 299-315.
5. Swick Perry, H. (1982), *Psychiatrist of America: the Life of Harry Stack Sullivan*. Cambridge, MS: Belknap Press of Harvard University Press.
6. D'Amore, A. R. T. (1978), Historical reflections on the organizational history of psychoanalysis in America. In: *American Psychoanalysis: origins and development*, J. M. Quen, E. T. Carlgon editors, 127-140. New York: Brunner and Mazel.
7. Gill, M. M. (1983), The interpersonal paradigm and the degree of the therapist's involvement. In: *Contemporary Psychoanalysis*, 19: 200-237.
8. Bacal, H. A., Newman, K. M. (1990), *Theories of object relations: bridges to self psychology*. New York Columbia University Press.
9. Blitsten, D. (1953), The social theories of Harry Stack Sullivan. New York William-Frederick Press.
10. Mitchell, S. A. (1995), Interaction in the Kleinian and interpersonal traditions. *Contemporary Psychoanalysis*, 31: 65-91.
11. Burston, D. (1991), *The legacy of Erich Fromm*. Cambridge, MS: Harvard University Press.
12. Fromm, E. (1965b), Einleitung zu E. Fromm *Socialist Humanism*. In: *Gesamtausgabe*, 9: 13-17. München Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1989.
13. Fromm, E. (1968a), Die Revolution der Hoffnung. Für eine Humanisierung der Technik. In: *Gesamtausgabe*, 4: 255-377. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1989.
14. Sullivan, H. S. (1953), The interpersonal theory of psychiatry, H. Swick Perry, M. Ladd Gawel editors. New York: Norton.
15. Fromm, E. (1949), Address given at the Me-



- morial meeting for H. S. Sullivan. New York, W. A. White Institute: May 17, 1949. Unpublished paper quoted with permission of Dr. R. Funk, E. Fromm's literary executor.
16. Fromm, E. (1947), *Man for Himself. An Inquiry into the psychology of ethics.* New York: Rinehart and Co.
  17. Funk, R., Haselbacher, G., Kaz, K. (1990), Preface. In: *Wissenschaft vom Menschen. Jahrbuch der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft, Band 1: 3-4.* Münster: Lit Verlag.
  18. Chatelaine, K. L. (1992), *Good me, bad me, not me.* Harry Stack Sullivan. Dubuque, Iowa: Kendall-Hunt Publishing Company.
  19. Funk, R. (1978), *Mut zum Menschen. Erich Fromms Denken und Werk, seine humanistische Religion und Ethik.* Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
  20. Funk, R. (1983), *Erich Fromm.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
  21. Kurzweil, E. (1989), *The Freudians. A comparative perspective.* New Haven, CT: Yale University Press.
  22. Alexander, F., Selesnick, S. T. (1965), *The Freud-Bleuler correspondence.* *Archives of General Psychiatry*, 12: 1-9.
  23. Conci, M. (1987), *Recensione: N. Elrod, psicoanalisi e psichiatria democratica: un'antologia cli scritti. Prima parte. Fogli di informazione, N. 127-133: 13-26.*
  24. Conci, M. (1994a), *Recensione al quarto volume degli scritti di Norman Elrod e dell'Istituto di psicoterapia analitica di Zurigo-Kreuzlingen.* In: *Portolano di psicologia*, P. Tranchina, E. Salvi, M. P. Teodori, S. Rogialli editors, 243-249. Pistoia: Cooperative Centro di Documentazione.
  25. Conci, M. (1994b), *Psychoanalysis in Italy: a reappraisal.* *International Forum of Psychoanalysis*, 3: 117-126.
  26. Cremerius, J. (1992), „Die Psychoanalyse gehört niemandem.“ *Als Wissenschaft vom Menschen darf sie nicht monopolisiert werden.* In: *Chaos und Regel, Die Psychoanalyse in ihren Institutionen.* J. Wiese editor, 34-50. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
  27. Sullivan, H. S. (1947), *Remobilization for enduring peace and social progress.* In: *The fusion of psychiatry and social science*, H. Swick Perry editor, 273-289. New York: Norton, 1964.
  28. Ticho, E. (1978), *Harry Stack Sullivan and object-relations.* In: *Psychiatry*, 41: 141-150.
  29. Mora, G. (November 13, 1994), *Personal communication.*
  30. Kuklick, B. (1980), *Harry Stack Sullivan and American intellectual life.* *Contemporary Psychoanalysis*, 16: 307-319.
  31. Boring, E. G. (1950), *A history of experimental psychology*, 2nd edition. New York: Appleton-Century-Crofts.
  32. Sullivan, H. S. (1950), *The illusion of personal individuality.* In: *The fusion of psychiatry and social science*, H. Swick Perry editor, 198-221. New York: Norton, 1964.
  33. Sullivan, H. S. (1956), *Clinical studies in psychiatry*, H. Swick Perry, M. Ladd Gawel, M. Gibbon editors. New York: Norton.
  34. James, W. (1890), *Principles of psychology*, New York: Holt.
  35. White, W. A. (1933), *Forty years of psychiatry.* New York: Nervous and Mental Disease Publishing Company.
  36. Sullivan, H. S. (1940), *Conceptions of modern psychiatry.* Washington DC: W. A. White Psychiatric Foundation.
  37. Wallerstein, R. (1988), *One psychoanalysis or many ?* *International Journal of Psycho-Analysis*, 69: 5-22.
  38. D'Amore, A. R. T. (1976), *William Alanson White pioneer psychoanalyst.* In: *William Alanson White: The Washington years, 1903-1937. The contributions to psychiatry, psychoanalysis and mental health by Dr. White while superintendent at St. Elizabeth's Hospital*, A. R. T. D'Amore editor, 69-91. Washington DC: US Department of Health, Education, and Welfare.
  39. Freud, S. (1930), *Preface.* *Medical Review of Reviews*, 36: 103-104.
  40. Conci, M. (in preparation), *H. S. Sullivan rivisitato. La sua rilevanza per la psichiatria, la psicoterapia e la psicoanalisi contemporanea.* Milano: Feltrinelli.
  41. Sullivan, H. S. (1962), *Schizophrenia as a human process.* H. Swick Perry editor. New York: Norton.
  42. Conci, M. (1993a), *Prefazione all'edizione italiana.* In: *Scritti sulla schizofrenia*, by H. S. Sullivan. Milano Feltrinelli.
  43. Sullivan, H. S. (1931), *The modified psychoanalytic treatment of schizophrenia*, In: *Schizophrenia as a human process.* H. Swick Perry editor. New York: Norton, 272-290.
  44. Swick Perry, H. (1962), *Introduction.* In: *Schizophrenia as a human process.* H. Swick Perry editor. New York: Norton, XI-XXXI.
  45. Sullivan, H. S. (1927), *The onset of schizophrenia.* In: *Schizophrenia as a human process.* H. Swick Perry editor. New York: Norton, 104-136.
  46. Sullivan, H. S. (1929a), *Research in schizo-*



- phrenia. In: Schizophrenia as a human process. H. Swick Perry editor. New York: Norton, 186-200.
47. Sullivan, H. S. (1929b), Schizophrenic individuals as a source of data for comparative investigation of personality. In: Schizophrenia as a human process. H. Swick Perry editor. New York: Norton, 218-225.
48. Swick Perry, H. (1962), Commentary to „Schizophrenic individuals as a source of data for comparative investigation of personality“. In: Schizophrenia as a human process. H. Swick Perry editor. New York: Norton, 216-217.
49. Stanton, A. H., Schwartz, M. (1954), The mental hospital. New York: Basic Books.
50. Bulmer, M. (1984), The Chicago School of Sociology. Institutionalization, diversity, and the rise of sociological research. Chicago: University of Chicago Press.
51. Reichmayr, J. (1995), Einführung in die Ethnopschoanalyse. Geschichte, Theorien, Methoden. Frankfurt: Fischer.
52. Sullivan, H. S. (1938a), The data of psychiatry. In: The fusion of psychiatry and social science, H. Swick Perry editor, 32-55. New York: Norton, 1964.
53. Conci, M. (1993b), Harry Stack Sullivan and the training of the psychiatrist. Contemporary Psychoanalysis, 29: 530-540.
54. Sullivan, H. S. (1928), Medical education. An editorial comment. American Journal of Psychiatry, 84: 837-839.
55. Sullivan, H. S. (1930), Comments. In: Proceedings of the Second Colloquium of Personality Investigation, 136-140. Baltimore: Johns Hopkins Press.
56. Kvarnes R. G. (1976), The founding of the William Alanson White Psychiatric Foundation. In: William Alanson White: The Washington years, 1903-1937. The contributions to psychiatry, psychoanalysis and mental health by Dr. White while superintendent at St. Elizabeth's Hospital, A. R. T. D'Amore editor, 123-129. Washington DC: US Department of Health, Education, and Welfare.
57. Sullivan, H. S. (1938b), This journal. An editorial. Psychiatry, 1: 141-143.
58. Sullivan, H. S. (1950), Tensions interpersonal and international: a psychiatrist's view. In: The fusion of psychiatry and social science, H. Swick Perry editor, 293-331. New York: Norton, 1964.
59. Johnson, C. S. (1941), Growing up in the black belt. Negro youth in the rural South. Washington DC American Council of Education.
60. Johnson, C. S. (1964), Harry Stack Sullivan, social scientist. In: The fusion of psychiatry and social science, H. Swick Perry editor, XXXIII-XXXV. New York: Norton, 1964.